

Mehrfach habe ich mich in der Vergangenheit zum Thema Hochschulreform, Bachelor und Evaluierung geäußert. Ein 2004 für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* verfasster Beitrag trug den Untertitel «Aus den Aufzeichnungen eines Unakkreditierten». ¹ An diesem Zustand hat sich bis heute nichts geändert. Weder ist in Hamburg ein Bachelor-Studiengang Kunstgeschichte installiert, noch hat es entsprechende Evaluierungen gegeben. Ich habe unser dilatorisches Verhalten als aktive Asylpolitik für Magister-Studierende bezeichnet. Ohne eigene Erfahrungen kam ich mir als Autor der Beiträge wie ein Hochstapler vor; ich schrieb über Vorgänge, die ich nur aus mündlichen Berichten und aus dem Studium des einschlägigen Schrifttums kannte. Viele Briefe haben mich erreicht, die zum Teil erschütternde Erfahrungen mitteilten. Ich fragte mich und meine Korrespondenten allerdings, warum sie sich nicht selbst an die Öffentlichkeit wandten. Ihr Schweigen war nicht beredt. In zwanzig Jahren, wenn dieser ganze Unfug wieder revidiert wird, wird es ein großes Erstaunen über die fehlenden Reaktionen vor allem der jüngeren Generation geben. Eine große, hellsichtige Ausnahme stellt hingegen der Aufsatz von Frank Hänsch und Jan-Dirk Schulte mit dem Titel «Fast wie die Stunde Null» in Heft 1 der *kritische berichte* von 2001 dar.

Was ist seit 2004 geschehen? Der große Elan der Effizienzler und Evaluierer ist etwas gebrochen worden. Die Politiker haben wie so oft spät realisiert, was sie beschlossen hatten: Zwangsevaluierung jedes einzelnen Studienganges in regelmäßigen Abständen wird sehr teuer, abgesehen von der unglaublichen Zeitverschwendung, welche die Herumreiserei für die Hochschullehrer bedeutet. Das Rezept heißt Systemevaluierung: Eine Kommission schaut sich den Musterstudiengang einer ganzen Fakultät an und erteilt ihr Plazet oder nicht. Damit sind äußere Mängel behoben, die innere Problematik bleibt. Um mich herum entstehen 90- bis 120-seitige Studienordnungen, die in Wirklichkeit Prüfungsordnungen sind: Ohne Übertreibung kann man sagen, dass diese Ordnungen evaluationsförmig verfasst sind. Die alte, deutsche Geschichte vom vorauseilenden Gehorsam, auch hier kann man sie wieder besichtigen. Im Übrigen brauche ich nichts von dem Wort zurücknehmen, dass wir im Zeitalter der Deregulierung die höchste Regulierungsdichte seit Beginn schriftlicher Aufzeichnungen erleben.

Die Diskussion um die Hochschulen wird von interessierten und von arglosen Teilnehmern an den entscheidenden Vorgängen vorbeigelenkt. Deswegen ist dies hier nicht ein weiterer Beitrag zur Legitimation irgendwelcher Fächer oder Fachgruppen oder der Wissenschaft generell im größeren Kontext der «Wissensgesellschaft». Und erst recht ist hier nicht die Rede von Elitehochschulen. Oder von Bund-Länder-Zuständigkeiten.

Das sind Themen, die deutsche Empfindlichkeiten anrühren und dementsprechend stereotype Reaktionen hervorrufen. Und es soll auch nicht von Geld die Rede sein, nicht vorrangig wenigstens. Hier geht es um einen weniger spektakulären, dafür aber um so wirksameren Prozess, der den Hochschulsektor tief greifender umgestalten wird als alles, was wir seit 1945 erlebt haben, 1968 eingeschlossen. Es geht um die flächendeckende Umsetzung der 1999 gefassten Beschlüsse von Bologna, denen zufolge sämtliche Studiengänge Europas, also auch Deutschlands, auf das Bachelor-Master-Format heruntergetrimmt werden müssen. Es geht weiterhin um die Verquickung eines solchen EU-typischen Normierungsvorgangs mit den Instrumenten des Neoliberalismus. Mit der für diesen Ansatz charakteristischen Double-Bind-Geste «Ihr sollt dürfen!» haben die Verantwortlichen beschlossen, dass der Bologna-Prozess «staatsfern implementiert» wird, durch «lernende Hochschulen» und durch Agenturen, welche an Stelle der alten behördlichen Fachaufsicht die Studiengänge regelmäßig evaluieren und akkreditieren. Mit ihrem kühnsten Versprechen wollen die Reformer weismachen, dass diese Entfesselung und Entpolitisierung dazu führen wird, «dass die Hochschulen sich wieder verstärkt auf Fragen der wissenschaftlichen Exzellenz konzentrieren können» – so der Leiter des Bertelsmann-Centrums für Hochschulentwicklung Detlef Müller-Böling, dem wir das schöne Motto von der «entfesselten Hochschule» verdanken. Es ist jetzt schon abzusehen, dass das Gegenteil eintreten wird. Vor der Etablierung der neuen E-Klasse von Exzellenz-Professoren (die in Deutschland Forschungsprofessoren heißen sollen) erleben wir derzeit die Heranbildung einer I-Klasse, eines Inspektorats, einer Nomenklatura aus Akkreditoren, Planern, Bildungsberatern und Räten, mit der verglichen die Aufsicht der Ministerien bald wie der freundliche Kontaktbeamte aus dem Uni-Viertel anmuten wird. Das ist vielleicht etwas übertrieben. Die Ministerialen haben auf ihre Weise schon diese Entmachtung verdient, weil sie in den letzten Jahrzehnten versucht haben, jede, aber auch jede Regung des akademischen Handelns juristisch einzumauern. Nun aber deuten alle Zeichen darauf hin, dass die Entstaatlichung des Bildungswesens den größten Ausbruch von Kontrollsucht seit Beginn regelmäßiger Aufzeichnungen nach sich ziehen wird. Ein paranoider Twist, anders kann man es nicht nennen, wenn man bedenkt, was wir vor 15 Jahren hinter uns gelassen haben. Vielleicht dürfen wir an dieser Stelle schon anregen, das Wirken unserer retro-progressiven Reformer durch die regelmäßige Verleihung des «Margot-Honecker-Preises für Deregulierung im Bildungswesen» zu würdigen. (Man achte darauf, wie oft in dem folgenden Text die Worte «fünf Jahre» vorkommen.) Wir werfen erst einmal einen Blick über den Kanal auf die Zustände im Vereinigten Königreich, dessen Hochschulsystem seit 1981, seit dem Beginn von Margaret Thatchers «Kulturkampf» gegen die Universitäten, in einem Langzeit- und Flächenversuch all den Pressionen unterworfen wurde, die nun ganz Europa drohen. Auch nach mehr als zwanzig Jahren ist das System noch nicht bei dem neoliberalen Klassenziel angelangt, welches «a free market driven by student demand» heißt, sondern es schwebt wie Mohammeds Grab zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Zustand eines «managed market», in dem der Staat die Ziele vorgibt, und der puren Planwirtschaft. Jedenfalls arbeitet eine beeindruckende Zahl von Institutionen und Kontrollmechanismen daran, den Sektor *Higher Education* für den freien Wettbewerb tauglich zu machen. Wir konzentrieren uns hier auf die Kürzel RAE, was Research Assessment Exercise heißt und bedeutet,

dass die Universitäten beziehungsweise ihre Institute oder Departments außer ihren Studiengängen, ihrer Lehre und ihrer Gesamtverfassung auch in regelmäßigen Abständen ihre Forschungsaktivitäten begutachten lassen müssen. Nach Maßgabe ihrer Beurteilung erhalten sie staatliche Forschungsmittel. Dieses Kontrollverfahren hat die englische Wissenschaftslandschaft tief greifend verändert, folgt man Roderick Floud, dem Sprecher der englischen Universitäten. Er konnte in seinem Rechenschaftsbericht 2002 stolz verkünden, dass 64 Prozent der englischen Forscher im Kontrolljahr 2001 in die höchsten Kategorien *national* oder *international excellence* eingestuft wurden. Davon fielen ansehnliche 55 Prozent unter *international excellence*. 1996, bei der letzten Evaluierungsrunde, als 50.000 Wissenschaftler zur Überprüfung anstanden, lagen die Zahlen nur bei 43 beziehungsweise 31 Prozent. Die englische Wissenschaft machte also in diesen kurzen fünf Jahren einen Tigersprung – und das bei schwindenden Ressourcen. Innerhalb von fünf Jahren Bücher und Aufsätze verfassen, die um dreißig Prozent besser sind als die letzten – man wünschte, man wäre dabei gewesen! (Um hier keine Minderwertigkeitskomplexe aufkommen zu lassen, sollte ich vielleicht dazu sagen: Das Institute of Scientific Information, welches nachzählt, wie häufig englische Forscher international zitiert werden, kam für denselben Zeitraum zu einem etwas anderen Ergebnis als die nach dem *peer review*-Prinzip verfahrenende RAE: «In lots of fields Great Britain is now badly short of world-ranking university scientists», fasste der *Guardian* diese Untersuchung zusammen.)

Die RAE war auf ihre Art so erfolgreich, dass man eine Regierungskommission einsetzte, um sie ihrerseits zu evaluieren. Inflationen ziehen ja in der Regel Währungsreformen nach sich. Dabei wurde im Grunde nur der alte wissenschaftliche Kernsatz bestätigt: «Whatever you measure, you will get more of it eventually.» RAE soll jetzt RQA, Research Quality Assessment, heißen und neuen Grundsätzen folgen. Der größte Gewinn besteht für die Universitäten vielleicht darin, dass sie nicht mehr teilnehmen müssen. Viel gibt es ja ohnehin nicht zu holen, wenn sich sechzig Prozent die Gewinne teilen. Und die personellen und sachlichen Kosten sind immens. Denn entweder sind die englischen Kollegen in Institutsstärke unterwegs, um während der Vorlesungszeit andernorts ein anderes Institut zu begutachten, oder sie verfassen Papiere für die nächste anstehende Evaluierung zu Hause. Der *Principal* der Universität von Edinburgh klagte unlängst, dass er eigentlich einen Hangar anmieten müsse, um die Schriften lagern zu können, welche seine Hochschule zu Zwecken der Evaluierung produziere und vorhalte. Die Rede war bislang vom Königreich ihrer Majestät Elisabeth II. Das ist es, was uns ein wenig betroffen macht. Es mögen schlimme Vorurteile sein, die uns die Befürchtung eingeben, dass dieselben Instrumente, wenn sie jetzt mit der Verspätung von zwei Jahrzehnten in deutsche Hände gegeben werden, möglicherweise doch einer so robusten Institution, wie es die Universität ist, den Lebensnerv abdrücken. Da die Zwangsevaluierung von Forschung nach dem englischen Muster bei uns noch nicht so weit vorangeschritten ist, wechseln wir zu dem ebenso großen Thema Evaluierung und Anerkennung von Studiengängen. Hier liegen bereits genügend Ergebnisse vor, um ein erstes Urteil zu erlauben. Ein Studiengang der ehemaligen Universität Duisburg (jetzt Essen-Duisburg, Standort Duisburg), der nicht nur akkreditiert wurde, sondern als Reformstudiengang auch eine «innovative Antwort» auf den Bologna-Prozess darstellt, ist der Bachelor-Master-Studiengang «Kulturwirt». Er erregte natürlich wegen seines ungewöhnlichen Titels

unsere Aufmerksamkeit und zog vor dem immer mit zu beachtenden Horizont Europa die Frage nach sich, wie sich ein Kulturwirt wohl in England oder in Frankreich einführt. Die zuständige Fakultät konnte auf Anfrage nur mit der etwas faden Übersetzung des Studiengegenstandes dienen: *Cultural and economic studies* oder *études culturelles et économiques* schlägt man vor und erwartet wohl, dass die Absolventen ihre Qualifikation umschreibend erklären, etwa so:

I've studied now *cultural studies*
And even, alas!, economics
All through and through with ardour keen!
Here now I stand, poor fool, and see
I'm just as wise as formerly.
Am called a Bachelor, even Master, too.

Die Studierenden, unsere lieben Studis, sind da schon sehr viel fixer, zumindest was die interne Verständigung angeht: Sie nennen sich Kuwis. Kulturwirte absolvieren ein Studium, das geistes-, wirtschafts- und gesellschaftswissenschaftliche Komponenten miteinander verzahnt. Über ihre Berufsaussichten sagt die Hochschule:

Die Absolventen dieses Studiengangs werden gesuchte Fachkräfte für regional oder international operierende Wirtschafts- und Dienstleistungsunternehmen sein, die den großen Wert vielseitig ausgebildeter Experten erkannt haben. Ihre künftigen Tätigkeitsfelder erstrecken sich zum Beispiel auf Bereiche wie Marketing, Organisation, Export und Kundenbetreuung. Auch Öffentlichkeitsarbeit, Presse- und Medienarbeit oder Kulturmanagement können zu ihren Aufgaben gehören. Neben kulturellen Institutionen werden sie auch für unterschiedliche Organisationen und Verbände arbeiten können.

Den letzten Satz wird ein ausgebildeter Kulturwirt etwas besser hinkriegen, hoffen wir wenigstens. Ganz sicher sind wir aber nicht, denn merkwürdigerweise werden die Kulturleistungen der deutschen Sprache und Literatur dem Kulturwirt nicht nahe gebracht.

Nüchtern betrachtet, wurde der Duisburger Studiengang geschaffen, um die Existenz der Geisteswissenschaften an dieser Universität zu sichern. Und auf diese Weise brauchte man sich auch nicht mehr um die lästige Lehrerausbildung zu kümmern. Es wäre unfair, die Duisburger Kollegen für diesen kreativen Ausweg zu tadeln. Die Not ist vielerorts die Mutter ungewöhnlicher Studiengänge. Man erfindet neue Curricula und Abschlüsse aus Sorge um die Erhaltung von gewachsenen Strukturen. Man tut dasselbe aber auch, weil man das Pensum einer verantwortlichen wissenschaftlichen Ausbildung nicht in dem neuen Zeitrahmen unterbringt. Angesichts etwaiger Zweifel macht sich umso stattlicher das Monument, das der Studiengang Kulturwirt in der niederrheinischen Tiefebene errichtet hat und das alles, was wir auf diesem Gebiet gewohnt sind, in eine neue Perspektive rückt. Ich selbst verfare nach einer Studienordnung, die locker spationiert fünf Seiten lang ist und von denen drei auf die Rechnung der alten Regulierer gehen. Wenn ich die Deregulierungsschraube in die Hand bekäme und in die richtige Richtung drehen dürfte, würde ich das auf eine Seite reduzieren. Das Modul-Handbuch, vulgo Lehrplan des Studiums Kulturwirt, hat aber 180 Seiten und dürfte damit länger als jeder Text sein, den die Kuwis im Studium sich vornehmen. In diesem Buch ist haarklein und auf die Dauer von fünf Jahren, also bis zur nächsten Evaluierung, festgeschrieben, was in Duisburg studiert wird. Der Bologna-Prozess wird dafür sorgen, dass die zukünftigen Bachelors und Bacheloretten europaweit im selben Takt studieren werden. «If it is Tuesday and noon and you are

in your third year, then it is time for «Intercultural Communication». Take Out the orange reader, please.» In Greifswald gilt das dann nicht anders als in Lissabon. Man muss dazu sagen, warum das Modul-Handbuch so entscheidend wichtig ist und warum wir an ihm modellhaft alles Kommende studieren können. Die Akkreditierung des Studiengangs erfolgt auf der Basis dieser schriftlichen Vorlage und nach einer Begehung durch die von der Agentur eingesetzte Kommission. Der Ablaufplan der in Duisburg tätigen Agentur AQAS sieht für Gespräche mit der Fachbereichsleitung, den Lehrenden und Studierenden dreimal eine Stunde vor. Da muss im Grunde eben alles schon nach den Vorgaben der Agentur und den europäischen Gleichschaltungsregeln verschriftlicht sein. So ungefähr hatten wir uns «Entregelung» immer vorgestellt. Die extreme «Verregelung» – ein Wort, das wir den Reformern entleihen und gegen sie kehren – ist nicht nur die lästige Begleiterscheinung eines mit deutscher Gründlichkeit in Gang gesetzten Prozesses, mit dem Prinzip der unternehmerischen Universität kaufen wir uns automatisch eine «Explosion des Controlling» ein, die keinen Bereich derselben unberührt lässt. Nun könnte man großzügig sein und sagen, dass auch diese Drangsalierung mit dem Gehalt abgedeckt ist. Viel problematischer erscheint die Aussicht einer evaluierungsgerechten Lehre und Wissenschaft. Dazu hat Marilyn Strathern, eine renommierte Sozialanthropologin der Universität Cambridge, einen bemerkenswerten Aufsatz vorgelegt, der den etwas fiesen Titel trägt «Improving Ratings. Audit in the British University System». Am Beispiel von Begutachtungen der Lehre durch das englische Teaching Quality Assessment (TQA) geht sie der These ihres Kollegen Power nach: «What is audited is whether there is a system which embodies standards and the standards of performance themselves are shaped by the need to be auditable [...]. Audit becomes a formal «loop» by which the system observes itself.» Die Evaluationsbehörden spielen ihren Ansatz auf eine interessante Weise herunter. Sie sagen, sie würden keine «absoluten Urteile über die Validität der inhaltlichen Ziele und Vorhaben» eines Studiengangs fällen. Ihre Aufgabe sei die «relative Beurteilung», relativ – wir zitieren jetzt aus dem *Assessor's Handbook* der TQA – «in relation to institutional aims and objectives, the student intake, and the needs and interest of stakeholders». Lassen wir einmal das letztgenannte Kriterium beiseite, die Verpflichtung auf die Interessen der Gesellschaft, die hier im Bild der *stakeholders* auftaucht, dann ergibt das ausformuliert: Die Skills und Standards, die ein Studiengang zu liefern hat, müssen aus eindeutigen Zielen und Vorgaben der Institution abzuleiten sein (etwa aus einem *mission statement*), ihre Vermittlung und Aneignung (*intake*) haben die Prüfsteine der Transparenz, Effizienz und Konsequenz zu erfüllen. Die Großzügigkeit, mit der den Institutionen erlaubt wird, ihre eigenen Ziele und Wege zu suchen, schlägt um in eine feste Vorstellung davon, wie das zu erreichen ist, nämlich nach dem Modell der kontrollierbaren Organisation, der organisierten Kontrollierbarkeit. Strathern hat beobachtet, wie die Erwartungen der Evaluierer sich durch die Skills der Präsentation der Evaluierten bestätigen lassen: «Klarheit (statt Logik), detaillierte Aufzählung (statt Herstellung von Zusammenhängen), Powerpoints (statt Absätze) und vereinfachte Darstellung (statt Entwicklung eines Argumentes). Was aber auf keinen Fall erlaubt ist, das sind Mehrdeutigkeiten, Widersprüche und Fragen.»

Aber im Grunde zögere ich so nur die Antwort auf die Frage nach dem Agenten hinter den Agenturen hinaus. Sie muss leider heißen: Neben den üblichen Wissenschaftsfunktionären sind es Professorinnen und Professoren. Hochschullehrer be-

treiben diese Agenturen, die sich nach fachlicher oder regionaler Zuständigkeit organisiert haben. Zwar können diese privatwirtschaftlich oder als Verein betriebenen Einrichtungen nicht mit Persönlichkeiten aufwarten, die man als Spitzen ihrer Fächer kennt, die vielleicht am Wissenschaftskolleg oder anderen *centers of excellence* eingeladen waren oder selbst schon mal in Harvard gelehrt haben, das sie alle so sehr verehren. Aber dafür haben sie anderes aufzubieten. Perfektes Networking zum Beispiel. Schaut man sich die Zusammensetzung der Kommissionen und Ausschüsse an, so kann man sicher sein, immer wieder denselben Namen zu begegnen. Die Chefs dieser Agenturen helfen sich auch gerne gegenseitig in ihren Beiräten und Aufsichtsräten aus, und die neue Institution der Hochschulräte ist ein ideales Betätigungs- und Rekrutierungsfeld für alle Selbstfesselungsartisten – man muss vielleicht nicht soweit gehen wie die Universität Hamburg, deren neunköpfiger Hochschulrat einen Mann zum Vorsitzenden hat, der bis vor kurzem Vorsitzender des Aufsichtsrats der Agentur HIS (Hochschulinformationssystem) war und dessen Stellvertreterin beim Akkreditierungsrat in Berlin beschäftigt ist, der die Agenturen akkreditiert. Aber ungefähr so wird es bald überall zugehen. Die alten Mandarine in den Ministerien sondern jetzt ein müdes Lächeln ab: Ja, die «Kultur der Hörigkeit», von welcher der Ober-Mandarin Max Weber einst sprach, sie bekommt man so schnell aus dem Organismus Hochschule nicht heraus.

Und so gut, wie unsere neuen Inspektorenkader sich untereinander verstehen, so wenig werden sie heute von außen allein gelassen. Hier ist vor allem die Wirkung des von Bertelsmann finanzierten Centrums für Hochschulentwicklung zu würdigen, das durch Publikationen, Tagungen, Übernahme von Planungsaufträgen und Entsendung von Mitarbeitern in Hochschulgremien massiven Einfluss auf die wirtschaftsförmige Entwicklung des deutschen Hochschulwesens nimmt. Seine Leistung besteht vor allem darin, dass es den Randteilnehmern des Wissenschaftsprozesses eine organisatorische und ideologische Heimat bietet. Man könnte vielleicht so sagen: Die Qualitätssicherung der Lehre und Forschung liegt in Deutschland in der Verantwortung von Menschen, die solche nicht unbedingt selbst hervorgebracht haben müssen, aber sie nach dem Studium von Hunderten von Seiten ihnen zuliebe geschriebener Papiere zertifizieren. Nun höre ich den Einwand, das sei ja schon immer so gewesen. Immer schon habe es den Typus des forschungsfernen und an politischen und organisatorischen Dingen interessierten Hochschulangehörigen gegeben. Der große Unterschied ist nur, dass früher sich diese Kollegen sehr gut mit sich selbst beschäftigten und in ihrem jeweiligen Antagonismus und in der gemeinsamen Abwehrstellung gegen die Obrigkeit erschöpften. Jetzt aber haben sie den politischen Willen Europas hinter sich.

Was die Akkrediteure übrigens auch gut können, ist die Nachahmung ihres großen Vorbilds, des Wirtschaftsunternehmens. AQAS hat an der Spitze einen Vorstandsvorsitzenden, einen Vorstand, eine Akkreditierungskommission und einen Beirat. Und diese Räte setzen dann die Gutachtergruppen ein, die vor Ort die Begutachtung vornehmen. Diese tiefe und reiche Staffelung können sich die Agenturen auch leisten, denn die Universitäten, genauer die einzelnen Studiengänge bezahlen sie für ihre Dienste. Um es konkret zu machen: Das Institut, an dem ich noch unakkreditiert lehre und forsche, wird alle fünf Jahre 16 Prozent des Gesamtetats für die Akkreditierung aufbringen müssen. Und damit sind nur die Kosten für die Begutachtung des Studiengangs angesprochen. Wie in England müssen nun auch bei uns in jeder Berufungskommission zwei auswärtige Mit-

glieder mitwirken. Reise und Übernachtungskosten, Tagegelder, das geht alles vom Institutsetat ab. Und was die Evaluierung von Forschungsaktivitäten betrifft, so haben wir schlicht noch keine Erfahrungswerte. Aber wir sehen ein, dass die neue Qualitätskultur ihren Preis hat. Er könnte darin bestehen, dass von fünf Stunden Hilfskraftunterstützung pro Woche und Hochschullehrer in Zukunft vielleicht noch drei übrig bleiben.

Ich will nicht ungerecht sein. Die schöne neue Hochschulwelt wird Qualitäten haben, von denen wir alle profitieren. Wenn wir also in Zukunft gehalten sind, die Lehrveranstaltungen bis auf den Studentakt hinunter zu taylorisieren und für fünf Jahre festzuschreiben, dann bedeutet das auch, dass man sich nicht mehr von Semester zu Semester vorbereiten muss. Oder gar neue Themen und Veranstaltungsformen ausprobiert. An meinem Institut ist es seit langem guter Brauch, dass wir für jedes Semester einen anderen thematischen Schwerpunkt bilden, der auf Defizite, aber auch auf aktuelle Herausforderungen des Faches reagiert. Das wird man bei Beachtung der Fünfjahrespläne aufgeben müssen. Man serviert dann eben, wie unsere US-amerikanischen Kollegen das schon seit jeher tun, seine Module aus der Mikrowelle, man reproduziert sich skriptgetreu, denn ab sofort muss alles bis auf den letzten creditpoint abprüfbar sein. Und noch ein Vorteil. Das staatsferne System aus externer Beratung und Kontrolle ermöglicht uns Hochschullehrern zumindest die aktive Nicht-Teilnahme. Die Agenturen müssen die *peer reviews* immer wieder neu auf freiwilliger Basis organisieren. Anders als in England und in anderen europäischen Ländern haben sie keine Handhabe, Gutachter zur Mitarbeit zu zwingen.

Wir versuchten mit den unablässig wuchernden Anleitungen der Regulatoren Schritt zu halten. Wir bereiteten uns an Hand ihrer Listen auf das Kommende vor, zum Beispiel auf unsere Lieblingsfrage im neunzigteiligen *peer*-Leitfaden der Agentur HIS: «Haben die Absolventen das Lernen gelernt?» Kommt das um 11.15 oder erst um 11.45 nach der Frage: «Reichen die finanziellen Mittel für Lehre und Studium?» Gemeint ist sicher: nach Abzug der 12.500 Euro Akkreditierungsgebühr. Aber lange Zeit hatten wir das Gefühl, dass irgend etwas vergessen worden war, dass eine Art Schlussstein fehlte, eine Sanktion, die aus höchster Höhe erklärte, dass es gut wäre. Im November 2003 kam die (Er)Lösung: «Erster Studiengang Evaluation in Deutschland: Hochschulkooperation bestätigt das Saarland als Zentrum der Evaluation.» Damit hatten sie es erreicht: den Aufstieg in die Ebene des Meta und die Garantie der ewigen Selbstfortzeugung. Replikation also nicht nur in der passgenauen Abbildung von System und Kontrollsystem, nein auch *in the flesh*, in Gestalt lebenswarmer, für den neuen *Über-Purpose* fit zu machender Studierender (Evas?). Ab sofort kann man am Centrum für Evaluation (CEval) der Universität des Saarlandes den «Master of Evaluation» studieren. Nur um klarzumachen, wie ernsthaft wir uns in diese Materie hineingedacht haben, werfen wir eine letzte Frage auf: Wie wird man sich wohl die Evaluierung dieses Studiengangs vorzustellen haben?

Anmerkung

1 Das Thema Hochschulreform mit den Schwerpunkten Bachelor und Evaluierung habe ich in zwei längeren Texten behandelt, die 2003 und

2004 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und im *Merkur* erschienen. Letzterer wird hier noch einmal in gekürzter Form nachgedruckt.



Michael, 22, Pädagogik, Soziologie

«Ein Skandal! Die Freiheit geht verloren, Geisteswissenschaften geraten ins Hintertreffen, weil das Studium industrialisiert wird!»